



DAS KATHARINEUM

HEFT 65

LUEBECK

APRIL 1970

JAHRGANG 22

SCHULZEITUNG AM KATHARINEUM

In das Schulzimmer tritt mit Bescheidenheit und Ehrerbietigkeit; grüße deine Mitschüler, gehe an deinen bestimmten Platz, lege alles an Ort und Stelle, und verhalte dich ruhig. Dem Lehrer mache jederzeit eine höfliche Verbeugung. Ebenso sey in der Schule fleißig und aufmerksam, gehorche deinem Lehrer, antworte auf seine Fragen, welche du erst überlegen mußt, bescheiden und anständig; störe nie deine Mitschüler im Lernen, erweise dich ihnen gefällig, liebevoll und dienstfertig; schwätze nie aus der Schule, nasche oder iß nicht in derselben, wie auch nicht auf der Gasse. Kommst du zu spät in die Schule, so bitte den Lehrer, daß er dir deine Verspätung verzeihe, dich an dem Unterrichte wolle Antheil nehmen lassen und warte so lange zu, von deinem Platz Besitz zu nehmen, bis du vom Lehrer die Erlaubnis hierzu erhalten hast, und keine Störung mehr machest. Gehst du aus der Schule, so verbeuge dich gleichfalls vor deinem Lehrer, den du sehr achten mußt, und tritt deinen Weg nach Hause sittsam, still und eingezogen an. An deinem ganzen Betragen außer und in deinem Hause müssen es dir die Leute ansehen, daß du die Schule, welche die Menschen gesitteter machet, besuchest.

Bayrisches Lesebuch, 1830

Redaktion: Verantwortlich für diese Ausgabe **OSTR Schmidt**, Gabriele Doehring, Stefan Glossmann, OSTR Dr. Lemke, OSTRin Dr. Link, Matthias Neumann, Michael Piper, StASS Zschiesche, OSTR Dr. Schulze, Rolf-Dieter Venzlaff
24 Lübeck 1, Königstraße 27-31

Verlag: Max Schmidt-Römhild, Lübeck

An die
Schriftleitung des „Katharineum“

Betrifft: Heft 64 (Okt.) Jahrgang 21

Verehrte Schriftleitung!

Diesmal bin ich mit dem Inhalt Ihrer Zeitschrift nicht einverstanden. Als Grund führe ich an, daß die zerstörenden Kräfte und Strömungen an Raum gewinnen.

Der Artikel „Auss“ ist glatter Unsinn, da er zur Selbstzerstörung aufruft und keine Vorschläge enthält, wie und was zu verbessern ist. Ganz abgesehen davon, daß Schüler weder unabhängig noch sozialistisch sein können. Über „Sozialismus“ kann man sich nur auslassen, wenn man sich mit ihm eingehend und mit seinen Lehrern beschäftigt und seine Anwendung in den „sozialistischen“ Staaten erlebt hat. Es ist widersinnig, eine Gesellschaftsordnung zu bekämpfen, von deren Früchten man lebt — sogar im Überfluß lebt — und profitiert, in der der Entfaltung der Persönlichkeit keine Grenzen gesetzt sind.

Man sollte sich mehr mit den klassischen Denkern befassen, die sich mit Staatsbildung usw. eingehend befaßt haben. Ihre Erkenntnisse haben noch heute Gültigkeit. Dann erübrigt sich jede Diskussion über: „Die Apo ist gar nicht so ...“

In „Ein Diskussionsbeitrag“ kann der Satz, der endet mit „... die nun bereuen, schon vor 1933 bedenkenlos NSDAP gewählt zu haben“ fehlen. Dies ist

doch nur aus der Zeit vor 1933 zu verstehen, als KPD und NSDAP Kopf an Kopf um die Macht rangen bei einer allgemeinen Notlage, die durch eine Arbeitslosenquote von ca. 10% der Gesamtbevölkerung entstanden war. Hinterher ist man immer klüger!

Der Aufsatz „Subventionierte Morbidität“ ist zu einseitig negativ und verzerrt erheblich das Bild des heutigen Theaters in der BRD. In Ihrem Blatt sollten nur Schüler, jedoch keine „Ehemaligen“ zu Worte kommen. Ihr Blatt sollte Einblick geben in den augenblicklichen Stand der Lehre und deren Auswirkung auf den Schüler.

Der Beitrag: „Nun zu guter Letzt“ ist interessant. Bei aller negativen Kritik hätte der Autor einen Vorschlag für die Durchführung einer ihm zeitgemäß erscheinenden Abiturienten-Entlassung machen sollen, zumal er sicher seine diesbezügliche Entlassung in ca. ½ Jahre erhofft. Wenn er den Mut hat, alles Herkömmliche zu zerreißen, dann sollte er auch mit der Durchführung der bevorstehenden Feier betraut werden. Vom Erfolg oder Mißerfolg müßte die Zuerkennung der „Reife“ abhängen.

Das wär's, was ich Ihnen mitteilen wollte.

Zum Schluß bitte ich Sie, mich in Zukunft nicht mehr mit Ihrem Blatt zu versorgen. Ich werde auch meinerseits Sie nicht mehr mit meinem Obolus unterstützen, da ich vom Geist des Katharineum eine andere Vorstellung habe.

Mit ergebenem Gruß

K a u s c h

Entgegnung

„Hinterher ist man immer klüger?“

Sehr geehrter Herr Kausch!

Ich darf Ihnen auf Ihren Brief antworten, gebe aber nicht unbedingt die Meinung der Gesamtreaktion wieder.

Sie beklagen die Artikel in der letzten Schulzeitung, in denen Ihrer Meinung nach „zerstörende Kräfte und Strömungen an Raum gewinnen“. Sie bezweifeln, daß eine harte Kritik an Schule und Gesellschaft wirklich angemessen von jungen Menschen vorgetragen werden kann, erst recht, wenn diese Kritik ihren Grund in einer bestimmten Ideologie hat, denn „Schüler können weder sozialistisch noch unabhängig sein“.

Erstens meine ich, daß sich auch heute nur wenige Schüler ideologisch gebunden wissen. Man sollte nicht auf die Massenblättchen hören, die den Sturm der „roten Schüler“ prophezeien, nur um ihren Lesern ein prickelndes Gefühl zu vermitteln. Weiterhin meine ich aber, daß nach 12 oder 13 Schuljahren der Intelligenzquotient so hoch liegen müßte, daß auch eine eingehende Beschäftigung mit den „Lehrern des Sozialismus“ möglich ist. Leider wird dieser Versuch innerhalb des Lehrplans kaum oder nur ungenügend unternommen. Zweitens meine ich, daß jede Kritik notwendig und darum gut ist. Ein Kritiker kritisiert, das ist seine Aufgabe! Es wäre töricht zu sagen: „Du kannst zwar kritisieren, aber erst dann, wenn Du das, was Du angreifst, besser machen kannst.“ Ein 70jähriger Theaterkritiker kann ohne weiteres die Darstellung eines jugendlichen Helden auf der Bühne anzweifeln, ohne daß man den Kritiker nun ironisch bitten würde, doch selbst einmal auf die Bühne zu steigen, um sich dort in Leidenschaften zu verzehren. Ihrer Meinung nach aber „müßte vom Erfolg oder Mißerfolg die Zuerkennung der Reife abhängen“. Wahrscheinlich würde sich der arme Mann furchtbar blamieren, und hätte so, folgerichtig, seinen Beruf verloren. Eine Kritik soll einzig und allein auf Mißstände und Fehler hinweisen, und sie ist dann gerechtfertigt, wenn sie in Verantwortung für eine bestimmte Sache spricht. Um im Bild des Theaters zu bleiben: Ein Regisseur ist oft in seiner Inszenierung so befangen, besitzt also nicht die nötige Distanz zu seiner Arbeit, daß erst Außenstehende ihn auf Unstimmigkeiten aufmerksam machen müssen. Dieses Bild ist auf alle gesellschaftlichen Bereiche, eingeschlossen der Schule, übertragbar.

Ich meine, daß sich die Schulzeitung bemüht, nur Artikel aufzunehmen, die um Argumente bemüht sind, die aus einer Verantwortung heraus geschrieben sind. Mag jeder Leser sich eine eigene Meinung bilden!

Daß einige Artikel aus einer bestimmten Sichtweise geschrieben sind, ist verständlich. Die Schülerschaft, die sich heute engagiert, ist z. T. radikal und wenig bereit, Kompromisse zu schließen. Daraus ist ihr kein Vorwurf zu machen. Es ist vielmehr die Schwäche der liberalen, gar konservativen Kräfte an einer Schule oder innerhalb der Gesellschaft, wenn sie nicht Modelle schafft, die den Modellen der „Radikaleren“ entgegenstehen und gute, überzeugendere Argumente liefern. Das Feld ist heute anderen überlassen, und ich persönlich achte den Mut, mit welchem Engagement sie ihre Sache durchführen. Jede Institution muß es sich gefallen lassen, sich kontrollieren zu lassen. Unqualifizierte Kritik wird sie durch Argumente ihrerseits schnell entkräften können.

Eine Schulzeitung will Spiegel der schulischen Situation sein. Darum nimmt sie Artikel auf, deren Inhalt die Schüler hier und jetzt bewegen. Denn nicht allein der Lehrplan hat „Auswirkungen auf den Schüler“.

Wir würden uns belügen, würden wir sagen, die Schule sei ein Ort der Stille, der Beschaulichkeit. In einer Schule müssen ebenso wie in der Gesellschaft Konflikte offen ausgetragen werden. Die Schule hat die Aufgabe und die Pflicht, Menschen zur Kritik zu erziehen. Wenn ein kritisches Bewußtsein ausgebildet worden ist, braucht man sich vielleicht nicht mehr mit den Worten herauszureden: „Na, ja, hinterher ist man immer klüger!“

Einige machen ihre Politik, wir lassen die Mächtigen ihr makaberer Spiel treiben. Wir fügen uns, um nachher mit verschlafenen Augen vor chaotischen Zuständen zu stehen. Wir sind dazu erzogen worden, vor Mächtigen den Hut zu ziehen, anstatt zu fragen: Was habt ihr mit uns vor? Weshalb, warum habt ihr Macht? Wer hat euch die Macht zugesprochen? Handelt ihr aus Verantwortung oder Eigennutz? Hitler, die Judenvergasung, Napalm im Nahen Osten und Vietnam, Brasilien und Griechenland zu erwähnen, wird als Phrase abgetan. Aber auch hier versagte und versagt die Kritikfähigkeit.

... Und es sind Phrasen geworden, weil niemand hören wollte, und sie deswegen immer wieder gesagt werden müssen.

Ihr Rolf-Dieter Venzlaff

Liebe Leserinnen und Leser der Schulzeitung des Katharineums

Die Auseinandersetzung mit der Autorität in Ihrer Schulzeitung nehme ich zum Anlaß, herzlich dafür zu danken, daß diese Zeitung zu mir kommt. Mein Dank gilt allen Helferinnen und Helfern, die dafür sorgen, daß diese Zeitung zustande kommen und verschickt werden kann.

Die Tatsache, daß wir uns in Zürich in der Erwachsenenbildung mit demselben Thema auseinandersetzen, läßt einmal mehr den internationalen Charakter dieser Krise erkennen. Auch auf der internationalen Tagung der Nobelpreisträger der Physik wurde im vorigen Jahr in Lindau die Frage nach der Lehrautorität erkennbar. In seinem Referat „Religion und Naturwissenschaft“ stellte Kardinal D. Dr. König (aus Wien) dem protestantischen Denken und der Säkularisierung das katholische Denken und die Klerikerkultur gegenüber. In einer knappen Einleitung wurde das Thema differenzierter formuliert als „Naturwissenschaft und Christentum“, bevor der Referent sich in einer ausführlichen historischen Betrachtung auf die Gegenüberstellung „Naturwissenschaft und Katholische Kirche“ beschränkte. Ich nehme an, daß Ihnen die darin veröffentlichte Stellungnahme zur Verurteilung Galileis aus der Presse bekannt ist. Im Referat war vom neuen Verständnis der Natur die Rede, von einem Bruch mit der Antike. Abschließend wurde als Ziel die Aufgabe genannt, in gemeinsamer Zusammenarbeit von Theologen und Naturwissenschaftlern die Aggression zu bändigen.

Weniger bekannt, aber nicht weniger wichtig scheint mir das daran anschließende Referat von Professor Heisenberg, das unter dem Thema „Kosmologische Probleme in der heutigen Atomphysik“ an denselben Zuhörererkreis gerichtet war. Aus dem schriftlich gegebenen Pressereferat zitiere ich die einleitenden Ausführungen Heisenbergs:

„Seit der allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins werden die Probleme der Kosmologie stets in Zusammenhang mit der Theorie der Gravitation gesehen. Um die Verbindung dieses Fragenbereichs mit den elektromagnetischen Erscheinungen herzustellen, haben Einstein und nach ihm andere Forscher versucht, eine einheitliche Feldtheorie zu entwickeln, die die Erscheinung der Gravitation und der elektromagnetischen Kräfte umfaßt und von der man sich gelegentlich auch ein Verständnis der atomaren Struktur der Materie erhofft hat. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen, und es kann in unserer Zeit kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Struktur der Materie nicht ohne die Quantentheorie verstanden werden kann. Es kommt dabei vor allem auf jene ganzheitlichen Züge der Quantentheorie an, die erst durch die Abweichung vom strengen Determinismus, d. h. durch den statistischen Charakter der Quantentheorie ermöglicht worden sind.“

Eine wissenschaftliche Entgegnung? Strenger Determinismus schließt ja Entscheidungsfreiheit aus. Ist diese Abweichung vom strengen Determinismus notwendige Voraussetzung für Dialogische Existenz? Vielleicht schließt sich der Kreis unserer Betrachtungen mit folgender Information: Der evangelische Theologe Dr. Zahrnt nennt den Satz von Heisenberg „Der Mensch begegnet nur noch sich selbst“ das Fazit einer Entwicklung, die Zahrnt in seinem unten aufgeführten Buch aufzeigt. Aus naturwissenschaftlicher Perspek-

tive zeigt Heisenberg diese Entwicklung auf in seinem 1955 erschienenen unten aufgeführten Buch, aus dem ich vor zehn Jahren in der Aula des Katharineums folgende Gedanken weitergab: Die Ausweitung der Technik bedeutete früher eine Stellung der Stärkung des Menschen gegenüber der Natur und ihren Bedrohungen. Während nämlich früher der Mensch bedroht wurde durch wilde Tiere, Krankheiten, Hunger, Kälte und andere Naturgewalten, half ihm damals die Technik im Kampf gegen diese Gefahren von außen. In diesem Sinne muß man die Technik wirklich als einen Fortschritt verstehen. Während aber der Mensch früher der Natur gegenüberstand, begegnet ihm heute überall Menschenwerk. Der Mensch begegnet also nur noch sich selbst. Sogar in den Naturwissenschaften ist der Gegenstand der Forschung nicht mehr die „Natur an sich“, sondern die Natur wird der menschlichen Fragestellung ausgesetzt. Die Antwort „richtet sich“ nach der Fragestellung. Heisenberg macht dies deutlich am Beispiel des Dualismus von Welle und Korpuskel bei der Beobachtung des Lichts.

Die Gedankengänge aus Heisenbergs Buch führen zu der Frage: Was ist zu tun damit der Mensch nicht „sich selbst richtet“ (im oben verstandenen Sinn)? Heute sind es nicht allein atomwissenschaftliche Erkenntnisse, die diese Frage notwendig machen, sondern auch biologische, die die Erbstruktur des Menschen betreffen. Wird von daher die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Theologen und Naturwissenschaftlern erkennbar, die in Lindau vorgeschlagen wurde? Die Notwendigkeit Dialogischer Existenz überhaupt? Ist es Zufall, daß naturwissenschaftliche Denkweise auf dem Boden christlicher Denkweise entstanden ist? Wie verhalten sich denn Menschen der Technik gegenüber, deren Weltbild von anderen Religionen geprägt wurde? Was verstehen wir unter „Autorität, die sich interpretiert“?

Ist diese „natürlich“, darunter verstehe ich, läßt sich diese mit naturwissenschaftlichen Methoden erfassen? Oder kommen wir damit in den Bereich der Verantwortung und befinden uns darum außerhalb des Bereichs naturwissenschaftlicher Erkenntnisweise? Und endlich die Frage: Wem geben wir eigentlich Antwort, wenn wir ver„antworten“?

Vielleicht helfen uns die unten angegebenen Bücher weiter, damit wir die weltweite Auseinandersetzung mit den Fragen um die Autorität sachlich diskutieren können?

Mit freundlichen Grüßen

Gisela Vetter-Strauss, Studienrätin a. D.
Werbeagentur in Jona-Rapperswil
am Zürichsee/Schweiz

Werner Heisenberg: Das Naturbild der heutigen Physik.
Rowohlt Taschenbuch.

Dürrenmatt: Die Physiker. Verlag Arche.

Heinz Zahrnt: Es begann mit Jesus von Nazareth.
Gütersloher Taschenausgabe Nr. 23.

H. R. Müller-Schwefe: Technik als Bestimmung und Versuchung. Kleine Vandenhoeck-Reihe.

Klaus Meyer zu Uptrup: Theologische Existenz heute
(Versuch zu einer kirchlichen „Kybernetik“).
Chr. Kaiser Verlag, München, Heft 135.

Unsere Schule aus der Sicht von Sextanern

24 Sextaner schrieben auf, was sie an unserer Schule gut und was schlecht finden. Folgendes stand auf den Zetteln:

Sehr zu imponieren schien dreien, daß die Schule zwei Turnhallen besitzt, und die Jungen und Mädchen daher getrennt turnen.

Daß jedermann jeden Montagmorgen zur Morgenandacht gehen kann, wenn der Gottesdienst auch ohne Glockengeläut beginnt und endet, erfreute einen Schreiber besonders.

Ein Bücherwurm sitzt ab jetzt immer in der Schülerbücherei.

Positiv bewertet wurde auf zwei Zetteln auch,

daß man sich nach der Stunde mit Kakao und Fruchtsaft erfrischen kann. Für die große Aula, den ebenfalls großen Lateinraum und den Biologieraum, in denen ausnahmsweise einmal frische Luft existiert, war je ein Schreiber sehr dankbar.

Einer, wohl der Kartenordner, wollte für jeden Raum einen eigenen Kartenständer, da in der Klasse meistens kein Kartenständer anwesend ist.

Sehr empfindlich waren zwei Zettelverfasser, denn sie beschwerten sich, daß die Älteren immer „Sextanerchen“ zu ihnen sagen.

Zwei Spaßmacher ärgerten sich darüber, daß die Größeren ihnen oft die Papierflugzeuge wegnehmen.

Fünf bemängelten die schlechten Toiletten. Ein anderer begnügte sich damit, zu wünschen, daß man das Toilettenpapier nicht immer aus dem Vorraum holen muß.

Über die schlechten Umkleieräume ärgerte sich auch jemand sehr.

Einen empfindlichen Allerwertesten muß auch jemand gehabt haben, denn er regte sich darüber auf, daß die Großen ihn immer mit einer Nadel picken.

Nun die meisten, nämlich genau 14 von 24 (!), finden das Gedrängel beim Kakaoverkauf, der jetzt ja ganz wegfällt, schrecklich. Einer machte gleich einen Vorschlag: Man muß sich in einer Reihe aufstellen. Aber ich weiß nicht, ob da die Lehrer mitmachen würden.

Bei schlechtem Wetter möchte einer, wie viele andere bestimmt auch, früher in die Schule gelassen werden.

Öfter, so wünschen sich zwei, wollen wir in den Zeichensaal können.

Der schwer abzuschaffende Straßenlärm stört zwei.

Aus der kritischen Sicht eines Schülers Über die Pausenzustände am Katharineum

Warum müssen wir eigentlich in der Pause auf den Schulhof? Diese Frage wird oft von Schülern gestellt, wenn ein Lehrer einen Schüler unsanft auf den Schulhof befördert. Von den oft autoritären Methoden einiger Lehrer und Schüler ganz zu schweigen. Worin liegt der Sinn, einen in der Klasse verbliebenen Schüler notfalls mit einem Tadel an die frische Luft zu befördern? Apropos frische Luft. Nicht jeder Hof hat diese Kostbarkeit zu bieten. Man betrachte den Vorderhof. Eine Dunstglocke von Abgasen lastet über dieser Aufenthaltsstätte. Durch diese Dünfte hat sich der Schüler langsam zu bewegen, da das Laufen auf dem Schulhof verboten ist. Der kleine Mittelhof ist völlig „überbevölkert“. Wer erst einmal darauf ist, kommt nicht wieder weg, dafür sorgen schon die Lehrer. Der Primanerhof ist ein Musterstück mit Flora und Fauna, Springbrunnen, Stühlen und Bänken sowie einem Gartenzwerg. Nun ja, die Primaner sollen auch in Ruhe ihre Zigarette rauchen! Auch der Hinterhof ist recht beispielhaft, wenn man davon absieht, daß er dem

Lieber Hartmut!

Da hast Du ja wegen der Pausenordnung einen ganz forschen Beitrag geschrieben. Du wirst sicher verstehen, daß auch wir aus unserer Sicht zu dieser Frage Stellung nehmen.

Zu Deiner Frage „Warum müssen wir auf den Hof?“:

Dir ist vielleicht nicht bekannt, daß uns Lehrern während der Schulzeit die Aufsichtspflicht über Euch mit allen ihren Folgen übertragen ist, was neben dem Unterricht eine zusätzliche Belastung bedeutet. Es dürfte für jeden Schüler einsichtig sein, daß bei Verbleiben in den Klassen eine Aufsicht der mangelnden Übersicht wegen kaum durchführbar ist. Du weißt recht gut, welche Zustände während der Kurzpausen in Euren Klassen herrschen; was würde sich erst in den großen Pausen abspielen! Von Erholung keine Spur. —

Gelüftet werden müssen die Klassen nach jeder Stunde, und dann zieht es! Ein Teil der Dunstglocke „zieht mit“. Es kann aber nicht ein jeder Zug vertragen. Dazu befürchten wir, daß sich die Unfallgefahr bei geöffneten Fenstern vergrößert.

Da habt Ihr auf den Höfen doch mehr Bewegung, wenn wir auch einsehen, daß der Vorderhof seine Mängel hat. So ist der Verkehrslärm äußerst störend, ebenso die „Dunstglocke“, die besonders zu Hauptverkehrszeiten und bei Windstille zu spüren ist. Wir schlagen deshalb vor, daß die Schüler der Unter- und Mittelstufe den von Dir zu Recht als vorbildlich bezeichneten „Turnhof“ aufsuchen sollten.

Vielleicht sollte man das grundsätzlich so regeln?

Ein Langschläfer will nicht immer zur 1. Stunde zur Schule kommen. Ein anderer dagegen will am Sonnabend schon nach der 4. Stunde nach Hause gehen.

Jemand wünscht sich schon in der Sexta Schwimmunterricht zu bekommen, sowie ein anderer den „Fahrradführerschein“ über die Schule machen möchte.

10 Jungen wollen endlich 2 Stunden Werken haben, da 1 Stunde nicht ausreicht (ganz meiner Meinung), sowie 2 Mädchen ebenfalls 2 Handarbeitsstunden fordern. Um seine Sicherheit besorgt war auch ein Schreiber, denn er wünscht sich in der Nähe des Katharineums einen Zebrastreifen, und zwei erbitten sich höflichst für den Winter keine überheizten Klassenräume, und einer will in der Regenpause im Klassenraum bleiben (warum eigentlich nicht?).

Über brüllende Lehrer beschwerten sich zwei Verfasser. Im Gegensatz dazu schrieben zwei wohl etwas bequeme Sextaner, ihnen gefällt alles. Einer sogar mit dem Zusatz: Vor allem sind die Lehrer sehr nett. (Na, na).

Matthias Neumann, U 3 b

Direktor als Parkplatz dient. Doch leider faßt dieser Hof nicht die Gesamtzahl der Schüler. Ja, und dann sind da noch die Ausquartierten. Sie verbringen 50 Prozent ihrer Pausen, nach dem Motto „Das Wandern ist des Schülers Lust“, mit sportlicher Betätigung der Beine. Da die Hintertür des Katharineums meistens verschlossen ist, besteht gar keine Frage, auf welchem Hof die Pause verbracht wird: **Es bleibt nur der Vorderhof!**

Ein Pausenproblem ist die Regenpause. Man muß aus den Klassen in die engen Gänge mit der verbrauchten Luft. Wer sich davor retten will, sucht das Weite und flieht hinaus in den Regen oder auf die Toilette, in der vor blauem Dunst kaum etwas zu erkennen ist. Da muß man doch den Schüler verstehen, der sich sagt: „Lieber in der Klasse mit geöffnetem Fenster als in den engen Gängen ohne Lüftung“; und der sich gleich darauf resigniert fragt: „Warum muß ich in der Pause den Klassenraum verlassen???“

Hartmut Friedrich, O III bl

Ohne Regeln geht's gewiß nicht. Daß ein Lehrer zu „autoritären Mitteln“ greift gelegentlich, wirst auch Du verstehen, wenn Du einmal beobachtet hast, wie ein Lehrer die Schüler, die er eben freundlich auf den Hof geschickt hat, am Fuße einer anderen Treppe wieder vor sich sieht.

Unsere Schule hat moderneren, zweckmäßigeren Gebäuden voraus, daß sie viele Schönheiten in sich birgt; sie ist ein wertvolles altes Gemäuer. Sieh Dir die Gewölbe in einigen Unterrichtsräumen und auf den Fluren, die zum Teil einmal Kreuzgänge waren, an.

Unsere Höfe haben genug Platz, vor allen der besonders schöne, doch viel zu wenig frequentierte Turnhof.

Wenn Dein Beitrag nicht nur polemisch, sondern eher konstruktiv verstanden werden soll, müßtest Du wohl auch unsere Meinung sachlich prüfen.

Wolfgang Pläß und Hans Christoph Conrad

Stilblüte aus der Untertertia:

Miles captandi peritus atque spe magni praemii incitatus captatam avem ad Augustus portat.

Ein Soldat, der des Vogelfanges kundig war, brachte den gefangenen Großvater, angestachelt in Hoffnung auf eine große Belohnung, zu Augustus.

Astrid Harthun, U 3 c

IN MOSKAU ALS TOURIST

Bilder einer Reise

II

Der erste Tag. In der Kantine unseres Jugendhotels erwartet uns das erste Erleben fremden Lebensstils. Schon als Frühstück bietet man uns hier eine ausgewachsene Mahlzeit, wie wir sie nur zu Mittag gewöhnt sind. Morgens, mittags und abends wird uns ein derart reichliches Essen serviert, das zudem noch recht fett gekocht ist, so daß wir nach zwei Tagen beginnen, morgens und abends den Hauptgang zu verweigern, was bei unseren russischen Essensgenossen deutliche Verständnislosigkeit hervorruft. (Und immer trinkt man Tee, denn immer summt im Hintergrund der Samowar, der russische Teeautomat, der auf Wunsch schwarzen Tee ausspeit.)

Keiner scheint hier auf seine Linie zu achten, die uns Westeuropäern doch sogar schon oft über unsere Gesundheit geht. So fehlen im Straßenbild die uns so gewohnten knabenhaften Jungmädchentypen fast völlig. Der russische Durchschnittstyp ist nicht nur auf Grund seines Körperbaus massiger, sondern auch einfach dicker und in seiner Lebensführung insgesamt wohl auch natürlicher — oder besser: ungehemmter. Das äußert sich nicht nur in seiner noch nicht so eingeschränkten Eßlust, sondern auch in seiner Trink- und Sangesfreudigkeit: Geselligkeit war bei unseren Erlebnissen immer mit beidem verbunden. Wir sind einige Male unter den Tisch getrunken worden, da wir einfach nicht die einheimische Trinkfestigkeit hatten. Doch bei solchen freundschaftlichen Gelagen ließen es sich die Russen meist nicht nehmen, uns etwas vorzusingen oder gar vorzutanzten! (Wobei man sich gegenwärtigen muß, daß es sich hierbei keineswegs um urwüchsige Steppenbauern handelte, sondern um Studenten, Arbeiter und dergleichen!) Es ist ein junges Volk, das noch nicht die Manschetten verfeinerter Zivilisation trägt. (Lebt es doch in seiner Gesamtheit tatsächlich erst ab 1918.) Es ist ein musikalisches Volk, was sich auch in seiner Begabung für fremde Sprachen offenbart. Und es ist ein lernbegieriges Volk; nirgendwo habe ich auf der Straße so viele lesende Leute gesehen.

Moskau. Es beginnt mit einer sight-seeing-tour der Schokoladenseiten, die in jedem Prospekt zu sehen sind. Doch trotz aller Glanzpunkte ist Moskau eine häßliche Stadt. Sie ist geprägt vom monströsen Stalinstil, der mit seiner Faszinationskraft, die ihm aus seiner unübersehbaren Schauerlichkeit erwächst, durchaus neben Versailles und das geplante Hitler-Berlin gestellt werden kann. Marmorfassaden mit Goldstuck und Kolossalschinken von Hausgröße beherrschen das Bild; man staunt, wie vollendet schauerlich diese kostbaren und edlen Materialien hier verwendet sind. Zuckerbäckerwolkenkratzer ragen auf ins Blaugrau des dunstigen Großstadthimmels und umstellen den Horizont. Die Metrowagen dröhnen durch Ballsäle aus rotem und weißem Marmor, goldglänzende Mosaike (teils sogar mit kirchlichen Motiven, da sie aus Kirchen gerissen sind) blicken im Glanz schnörkeliger Kandelaber herab auf einen schwitzenden Strom eilender Menschen in tristen Kleidern. Monumentale Plastiken mit breiten Schultern und kraftstrotzenden Brüsten weisen verzückt weit über den Häuptern der Menschen in den Äther: „Lob der Arbeit des Arbeiters und der Kolchosbauerin!“ Vor den Mahnmalen der neuen Helden und Sieger flackern ewige Feuer. Das Mysterium der heiligen Flamme dient auch dieser — einer Theokratie so zum Verwechseln ähnlichen — Obrigkeit.

Dazwischen stehen noch Bretterbuden in den Vorstädten, woran der Bus schnell vorüberrollt. Doch auch die Profile moderner Zweckbauten haben sich in die skyline eingereiht — die Spuren der Technokraten. Der „Arbat“ ist eine modern konzipierte Vorstadt im Stile westlicher Satellitenstädte. Rußland — das Reich der Zaren und der orthodoxen Kirche — ist zurückgedrängt hinter die engen Mauern des Kreml und schon längst unterwandert von den neuen Herren, die die alte Tradition für ihren Staat brauchen: Der neue

Kongreßpalast steht inmitten der Prunkpaläste und Kathedralen der Zaren; an der Zarenloge im Bolschoitheater prangt nun das neue Sowjetwappen, das sich wie selbstverständlich in die barocke Ornamentik einfügt.

Lenin. Er war — darf man den Worten seiner unzähligen Biographen Glauben schenken — als Mensch bescheiden, spartanisch in seinem Lebensstil und haßte jede Art von Personenkult, besonders den um ihn selbst. Seine Epigonen brauchten sein Bild, an dem die Begeisterung der Massen hing, und sprachen ihn unsterblich. Wie ein Gottkönig der Ägypter vor 3000 Jahren salbten sie seinen Leichnam, um ihn für die Ewigkeit zu bewahren. Sie bauten ihrer Reliquie einen Tempel vor dem alt-neuen Palast ihrer Macht. Sie türmten Marmor zu einer Pyramide auf über seinem Sarkophag, eingedenk orientalischer Grabpyramiden und dem Block der schwarzen Kaaba. In einem strahlenden Glassarg bahrten sie ihn im Zentralsaal, fünf Meter unter dem Erdboden, auf und zeigten ihn dem wallfahrenden Volke.

Auch wir wollten dieses Weltwunder schauen, war es doch ohnehin auf unserem Besuchsplan. Eine Schlange europäischer und asiatischer Gesichter drängt sich kilometerlang unter den Türmen des Kremles. Tausende von Kilometern kommen sie gefahren, ihr Mekka zu besuchen. Wir wurden in eine Schlange von Touristen eingereiht, die vor den Einheimischen das Leninmausoleum durchziehen darf. Schritt um Schritt nähern wir uns dem Eingang — vorbei an der heiligen Flamme des Unbekannten Soldaten, vorbei auch an den Uniformierten, die unerbittlich die Fotoapparate einsammeln. Vor uns schiebt sich eine Gruppe von Amerikanern unter fröhlichem „How nice!“, das nur durch den Verlust ihres dritten Auges etwas getrübt zu sein scheint, über den Roten Platz. Hinter uns folgen irgendwelche Balkanbewohner.

In blauem Tuch wachen am Eingangsportal zwei Soldaten der Kremlgarde mit blankem Bajonett. Ein Bild für einen Farbfilm: das makellose goldabgesetzte Blau auf dunkelrotem Marmorgrund. Dann umfängt uns sakraler Dämmer. Eine Treppe hinab dringen wir dem einzigen Licht — dem erleuchteten Sarkophag — entgegen.

Dann — umwacht von einer erstarrten Ehrengarde: Lenin.

Ein unscheinbares Gesicht mit kurzrasiertem spärlichem Haar, leer und grau. Es ist eine kleine Gestalt, die dort Millionen verzückter Augen ausgeliefert ist, und sie hat wenig Ähnlichkeit mit dem schwungvoll gezeichneten Plakatlenin. Es ist ein toter alter Mann — kaum mehr. Ihm fehlt ganz jener theatralische Ausdruck — sei es ein Ausdruck von Entschlossenheit oder ein Zug von Bitterkeit um seine Lippen —, der diesen bombastischen Aufwand hätte in eine Beziehung zu ihm setzen können. Hätte er nicht so leblos die Hände über seinem Schoß gekreuzt, wollte man ihn in seinem schwarzen Anzug wie einen verirrteten Trauergeist nach Hause schicken.

Wieder im Licht des glühenden Augusthimmels zieht der Strom vorbei an den Namen der Helden dieses Staates, eingegraben in den Tafeln an oder bei der Kremlmauer — die Steine der alten Zwingburg rühmen die, die sie bezwangen. Da haben auch die beglaubigten Väter der Revolution ihre Büsten in schwarzem Stein. Nur Stalins Bild fehlt — eine Lücke...

Im Gorkipark, einer Art Tivoli Moskaus, trafen wir ausgerechnet auf der Suche nach Schnaps einen Mann, der als einziger aussprach, was wohl alle Russen in seiner Generation uns gegenüber empfunden haben. Er war ein jüdischer Wissenschaftler, ein Sprachgenie, das rund sechs Sprachen beherrschte. Auf russisch angesprochen, wo es jetzt noch Wodka zu kaufen gäbe (es war zwar erst zehn Uhr, aber zu dieser Zeit schließen hier schon die Lokale), antwortete er in fließendem Deutsch: „Ich sehe, Sie kommen aus West-

deutschland. Wissen Sie, daß ihre Landsleute meine Familie umgebracht haben?“ Obwohl wir als Deutsche im Ausland wohl immer diese Frage erwarten mußten, traf sie uns doch hier jetzt unvermittelt. In einem sich anschließendem, durchaus ruhigen Gespräch gestand er uns ganz offen, daß sein Interesse auf das Wesen unserer Generation gerichtet sei. Daß wir aus dem Westen kämen, interessiere ihn hiervon völlig getrennt, erkannt habe er dieses an unserem — verglichen mit Ostdeutschen — selbstverständlicherem

und ungehemmterem Wesen. Junge Leute unseres Alters haben sich für dieses Problem nie besonders interessiert gezeigt. Sie fragten eher, wie es bei uns im „Westen“ aussehe, von dem sie die Vorstellung eines Modeparadieses zu haben schienen, oder ob wir unsere Hosen verkaufen wollten.

Und so, wie wir hier aus historischen, politischen oder wirtschaftlichen Gründen für fremd angesehen wurden, waren wir wirklich fremd — eine Erfahrung, die wir noch öfter machen mußten.

Michael Piper, U 1 ag

EINDRÜCKE IN DER CSSR

Am 13. Juli 1969, einem Sonntag, warteten meine Eltern, mein Bruder Joachim und ich in unserem Auto in Waidhaus darauf, daß wir die Grenze zur Tschechoslowakei passieren durften. Die abfertigenen tschechischen Zollbeamten waren sehr höflich und freundlich.

Nach kurzem Aufenthalt an der Grenze kamen wir in der CSSR zuerst durch den mächtigen Böhmerwald. Die Bäume waren sehr hoch und standen dicht an der Landstraße, was irgendwie einen drohenden und unheimlichen Eindruck machte. Hinzu kam noch das schwüle und trübe Wetter.

Im Anschluß an den Böhmerwald durchfahren wir ein hügeliges Gebiet und kamen durch viele Orte, vergleichbar etwa mit der Größe Möllns, die alle sehr verlassen dalagen. Denn seltsam: Wir sahen fast keinen Menschen. Alles lag öde und einsam. Und das am Sonntagnachmittag. Die Häuser machten zwar einen sauberen, aber armen Eindruck. Fast alle hatten einen gelblichen Anstrich. Wahrscheinlich ist Farbe in der CSSR für einen normalen Menschen unerreichbar.

Die erste größere Stadt, die wir erreichten, war Pilsen. Auf der Straße dorthin sahen wir ungefähr nur alle zehn Minuten ein Auto. Es waren entweder so alte Typen, wie man sie in Deutschland um 1930 fuhr, oder Skoda-Wagen.

In Pilsen sahen wir die riesigen Brauereien, wo das berühmte Pilsener Bier gebraut wird. Doch auch in dieser Stadt lagen die Straßen fast wie ausgestorben. Auf der Strecke nach Prag, unser nächstes Ziel, sahen wir zwei junge Tschechen am Straßenrand stehen. Wir dachten, sie hätten eine Panne, als sie uns winkten, und hielten an, um ihnen zu helfen. Aber sie wollten Deutsche Mark von uns haben, die sie mit dreifachem Kurs in tschechischen Kronen bezahlen wollten. Darauf jedoch konnten wir uns nicht einlassen.

In Prag, der Goldenen Stadt, fuhren wir zuerst zum Wenzelsplatz. Mit bedrücktem Gefühl standen wir hier, wo bei der Besetzung so viel gekämpft wurde. Wir konnten uns jetzt erst richtig vorstellen, was hier für ein Tumult gewesen sein mußte. Denn auf diesen Riesenplatz passen ja — zigtausend Menschen.

Bei dem Wenzelsdenkmal, wo sich Jan Pallasch verbrannte, hatten Tschechen Kränze niedergelegt. Als wir dann zum Hradschin fuhren, kamen wir an verschiedenen Verkaufsständen vorbei, bei denen die Menschen Schlange standen. Meine Eltern wurden dadurch sehr an die Notzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert. Die Menschen in Prag machten alle einen sehr bedrückten Eindruck, ein krasser Gegensatz zu der Schönheit der Bauten dieser herrlichen, großen Stadt.

Vor dem Hradschin stellten wir unseren Wagen auf einem Parkplatz ab. Der Parkwächter erkannte uns an unserem Auto als Westdeutsche und fragte uns, ob wir danach durch die „Russenzonen“ wieder zurück in die BRD führen. Keiner von den Tschechen, die wir sprachen, erkannte die DDR an.

Oben auf dem Hradschin hatten wir eine wunderschöne Aussicht auf die Goldene Stadt an der Moldau

mit ihren herrlichen Kirchen und Gebäuden. Als sich mein Vater hier eine Zigarette anzünden wollte, bat ihn ein Tscheche um Feuer. Als Daddy ihm eine Streichholzschachtel schenkte, sagte er: „Danke.“ Es war ein „Danke“, wie wir es noch nie gehört hatten. Ein „Danke“, das nicht nur pro forma, sondern aus Dankbarkeit gesprochen wurde. Er freute sich wie ein Kind über die Streichholzschachtel. Wir wurden immer nachdenklicher.

Der Hradschin bildet in sich abgeschlossen eine kleine Stadt mit Gassen, Marktplätzen und der Kirche, dem Veitsdom. Aus einem der Fenster der Prager Burg wurde der Fenstersturz verübt, der den Dreißigjährigen Krieg auslöste. Im Veitsdom sind die Gräber vieler böhmischer Könige. In einer Nebenkapelle ist Karl IV. begraben. Sonst liegen immer mehrere Könige in einem größeren Grab. Der eine Sarg ist aus weißem Gestein, der andere aus Holz. Auf einem Holzsarg ist Prag, wie es im Mittelalter war, geschnitten. In einigen Fenstern des Domes haben die Scheiben nur rote, in anderen nur blaue oder grüne Farbtöne. Bei dem einfallenden Licht sieht das ganz toll aus.

Dann sahen wir uns die herrliche Karlsbrücke an. Leider ist die eine Seite der Brücke, vermutlich bei der Besetzung, stark beschädigt worden. Hier sahen wir noch Einschüsse. Die andere Seite der Brücke hat uns gewaltig imponiert. Viele Figuren und Figurengruppen stehen dort auf dem Geländer.

Langsam wurde es für uns Zeit, ein Zimmer zu suchen. Wir bekamen eine Unterkunft im Central-Hotel, das früher wohl ein sehr gutes Hotel war. Jetzt aber waren die Wände aufgerissen, Leitungen hingen heraus. Kein schöner Anblick. Unser Auto stellten wir vor einer Polizeiwache ab, denn der Hotelportier sagte uns, daß in letzter Zeit Autodiebstähle vorgekommen wären. Es war diesem Mann anzumerken, wie peinlich es ihm war, denn so etwas hat es früher nicht in Prag gegeben.

Abends machten wir einen Spaziergang durch die Stadt. Zuerst gelangten wir zum Altstädter Markt. Dort befindet sich ein Rathaus, an dessen Turm zwei Uhren angebracht sind. Gegenüber steht die Theinkirche, von alten Kaufmannshäusern halb verdeckt. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde die Kirche angestrahlt. In der Mitte des Platzes steht ein Denkmal. Der Marktplatz ist wunderschön. Man kommt sich hier vor, als schriebe man nicht das Jahr 1969 sondern 1669.

Dann gingen wir durch das nächtliche Prag und kamen wieder zur Karlsbrücke. Eigentlich sollte auch der Hradschin angestrahlt sein, aber alles auf dem gegenüberliegenden Ufer der Moldau lag im Dunkeln. Durch finstere Gassen gingen wir gegen 22.00 Uhr zurück in unser Hotel.

Am nächsten Morgen gingen wir noch einmal zur Karlsbrücke und zum Wenzelsplatz. Um 10.00 Uhr fuhren wir von dieser herrlichen Stadt, in der die Einwohner einen so bedrückten Eindruck machten, fort. Gegen 13.00 Uhr verließen wir die CSSR beim Grenzübergang Teplitz. Ich hatte zum ersten Male einen Ostblockstaat kennengelernt.

Jutta Lege, IV a

VERKLEIDUNGEN

Wer lacht hier, hat gelacht?
Hier hat sich's ausgelacht.
Wer hier lacht, macht Verdacht,
daß er aus Gründen lacht.
(Aus „Kinderlied“, G. Grass)

eine bühne: keine kulissen, nackte scheinwerfer, metallene gerüste, eine putzfrau fegt im hintergrund, das publikum klatscht ihr zu, sie schaut verwirrt in den hellen zuschauerraum und verschwindet schnell. im parkett schwarze anzüge, kurze haare, manchmal halbglatzen, lange abendkleider aus dem letzten mode-winter. auf den rängen jüngere leute, cordhosen, indischer schmuck. stirnbänder. in der mehrheit aber ein publikum auch hier, das ebenso den dialogen von „kabale und liebe“ folgt, gerührt und ergriffen. bei mir das beklemmende gefühl, die provinz sei ange-reist, die busse vor dem theater unterstützen den eindruck. — halt — ich komme aus lübeck, lübeck ist provinz. aber ich nehme mir das recht, auch bei schiller, wo er schlecht ist, zu lachen. „man“ spricht davon, „man“ muß es gesehen haben, „unser“ musical: HAIR...

hamburg gibt sich progressiv, hippy-romantik im besenbinderhof, amerikanische wirklichkeit, erschrek-kend und brutal für das deutsche publikum, die usa sind fern. an der romantik erfreut man sich, viele ältere kennen es noch aus anderer zeit. andere roman-tik bei fahnen und lagerfeuer. auf der bühne wird die amerikanische flagge symbol für morbidity und falschen machtsanspruch. da schaut man weg, das will man nicht sehen, das sind probleme der usa.

und doch, der zuschauer ist verwirrt, verkrampft, rollt seine silbergraue krawatte um den zeigefinger



auf und stopft das weiße einstecktuch in die hosen-tasche, andere sitzen als hippies verkleidet auf den un-bequemen sitzen. verkleidet, weil man ihnen an-sieht, daß sie am sonntag mit der familie kaffeetrinken und fernsehen werden. man erkennt sie an den hilf-losen augen und den unsicheren bewegungen. nur wenige zuschauer spielen an diesem abend keine rolle.

peinlich zu sehen, wie manche älteren in euphorische stimmung geraten, wie sie sich für drei stunden aus dem normalen, regelrechten, gleichmäßigen und lang-weiligen befreien lassen, sich scheinbar verbrüdern mit den spielern, um dann wieder vorgesetzter und untergebener zu werden. — morgen — weil der alltag, wie sie sagen, eben doch anders auszusehen hat.

das musical hat ein echtes anliegen, es stellt fragen, prangert die obszönitäten in dieser welt an, krieg, haß, bürgerliche lügen, und das ist gut und wichtig. es zeigt die obszönitäten mit hilfe von obszönitäten. empören sich zuschauer an dem gezeigten, so müßten sie jeden tag vor zorn schreien, lesen sie von vietnam, biafra oder brasilien!

aber die anklagen werden durch gute musik abge-mildert und oft völlig aufgehoben. aus dem agitations-theater wird wieder kulinarisches theater, eine gut gemachte pop-show, mit einigen brillianten schauspie-lerischen leistungen.

nach den einzelnen szenen, vor allen dingen den leisen, ätzenden, erklatschen sich die zuschauer wie-der ihr gutes gewissen.

ein farbiger an der rampe: ich liebe euch alle, ihr weißen seid scheißer!

langanhaltender beifall, gelächter, betroffenes schweigen wäre wahrhaftiger, ehrlicher gewesen.

so werden die zuschauer dem stück nicht gerecht, das liegt an ihnen, aber auch an der regie, die vielen provokationen die spitze bricht. zum schluß wurde eifrig geklatscht. die spieler sangen noch einmal die titelmelodie. im zuschauerraum wird es still, hier und da klatscht jemand im takt mit. mit den zugaben kam klavierkonzertatmosphäre auf. hinter mir: blei-ben sie gefälligst sitzen, ich kann nichts sehen, ver-dammt noch mal, setzen sie sich hin, ich habe für meinen platz bezahlt.

gutgemachtes, mitreißendes theater, eine pop-show, mehr nicht. viele werden noch lange die melodien vor sich hinsummen — irgendwo stirbt jemand, irgendwo will jemand glücklich sein, anstatt menschen zu töten und selber getötet zu werden.

das interessiert nicht, das geht uns nichts an, das wollen wir nicht hören.

wir summen die melodien aus einem musical, — mehr nicht!

wer lacht hier, hat gelacht?
hier hat sich's ausgelacht.

.....

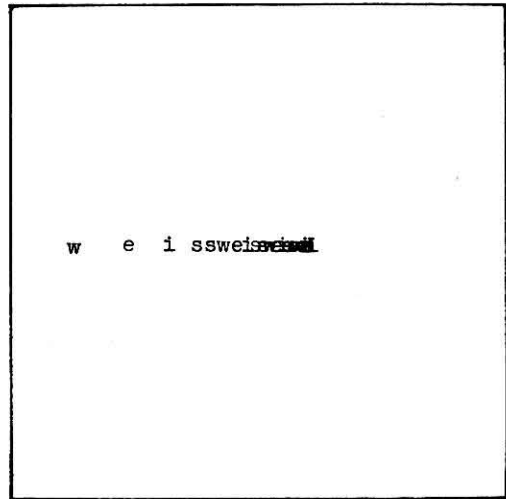
R. D. Venzlaff

Die feine Familie oder der freche Floh Mario

Kennst du den Floh,
der auf dem Bette saß,
und Mäuse fraß?
Er biß die Frau, er biß den Mann
und dann fing er wieder von vorne an.
Dann biß er Kind, dann biß er Kegel,
das war des Flohes feste Regel.
Eine Bekannte die
den Floh nicht kannte
sah den Floh da hocken
und war ganz erschrocken.
Er hüpfte und sprang in hohem Bogen,
schon war er ihrem Blick entzogen.
Sie sauste hin, sie sauste her,
doch sie fand den Floh nicht mehr.

Ellen Sielemann, 6 d

Mein Metier



Meine
ersten erfahrungen
mit neuen Schülern
brave, fleissige (usw.)

?			
			<p>????????????????????????????</p> <p>????????? ???? ?????</p> <p>????? ???? ???? ???? ?</p> <p>????? ?????????? ???? ?</p> <p>???????????????????? ???? ?</p> <p>???????????????? ???? ?</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p> <p>????????????? ?????????</p>
<p>?? ?? ?? ?? ?? ?</p>		?	<p>?chefe</p>

Im Februar 1970 konnten wir Herrn Schefe als neuen Kunsterzieher an unserer Schule begrüßen.
Er stellt sich hiermit vor.

Wenn jemand . . .

Michael Müller-Beißenhirtz (Abitur 1965)

Ein Brief

Jetzt sitze ich im Zug von Frankfurt nach Basel. Grauenhaftes ist wieder geschehen.

Wir hatten glücklich den Schlafwagen verlassen — wie immer eine Nacht mit drei Kontrollen in sieben Stunden, Kindergeplärr unterträglichen Ausmaßes und entsetzlicher Luft —, wollten gerade in den Speisewagen aufbrechen, als der Schaffner kam. Ich suchte wie gewohnt alle Taschen durch — nichts! Koffer, nichts! Bei B., nichts! Schaffner wütend, ich wütend. Vermutung: Brieftasche mit Paß, Fahrkarten und 100 Mark — den Rest hatte ich vorsorglich B. schon gegeben — im Schlafwagen gelassen. Raus aus dem Abteil, durch den Zug gehetzt, nach vorn, nach hinten, nach vorn — nichts! Schaffner gefragt. „Waggon schon in Frankfurt abgehängt!“ Schweißausbruch. In Darmstadt raus aus dem Zug, B. auch, sieben Minuten, Mann mit rotem Band auf der Brust gesucht, nicht zu finden. Nachbarbahnsteig. In die Wachstube eingedrungen, telefoniert. „Ach wie dumm, aber nicht zuständig, rufen Sie mal 4 32 01!“ — „Ja, ach so! Schon auf dem Abstellgleis. Putzmannschaft gerade weg. Wie? Alles Italiener, wenig Hoffnung! Jemand hinschicken? Hör'nse mal, das sind vier Kilometer, keine Zeit. Aber bitte!“

Inzwischen versucht, ein Brötchen zu essen, ging nicht, Speichelentwicklung gehemmt. Kurzes Winken, B. fuhr weiter, der pünktlichen Anmeldung wegen. Später Bahnhofsmision, immer noch das Brötchen im Mund. Zuvorkommende Leute, aber unbrauchbar. „Eventuell auf den E 540 warten, vielleicht könnte der Zugführer ... ach nein! Heute ist ja Sonntag, fährt nicht“, etc.

Nach Frankfurt zurück! Unterwegs Streit mit dem Schaffner, hatte ja kein Geld. „Kann ja jeder sagen!“ Die meisten im Abteil ergriffen meine Partei. Wir gewannen. In Frankfurt angekommen, endlich das Brötchen ganz verschluckt. „Zum D 56 Bahnsteig 24, drei Treppen, links Korridor geradeaus, vier Treppen links, dann sehn Sie schon.“ — Koffer bleischwer, Schweißausbruch, oben herrlicher Blick auf Frankfurter Bahngelände. Freundliches Personal. Mitleid: Ein Tee wurde angeboten. Schließlich gegen jede Vorschrift lebensgefährlicher Marsch über das riesige Gelände, Eilzügen aus dem Weg gesprungen, Fuß verstaucht, Rangierzüge zum Stehen gebracht, Schimpfen. Weglaufen. Da! D 202, Nr. 49!

Sie lag auf dem Waschbeckenrand. Alles noch drin. Meinen Helferhelfern ein Frühstück ausgegeben. 12.14 weiter nach Basel, Genf.

Das habe ich beobachtet!

Das habe ich beobachtet!

Ich erinnere mich noch, wie ich an einem Sonnabend an einem kleinen Teich gegessen habe. Die Farben des Abends tönnten das glatte Wasser. Vom düsteren, schlammigen Grund tauchte ein großer Käfer auf. Er berührte die schillernde Wasseroberfläche sanft mit seinen Flügeln. Der dunkle Farbton verschwand, er erglühte in einem intensiven Purpur. Ein goldener Rand umrahmte seine glänzenden Flügel. Er schwamm mit gleichmäßigen Stößen durchs Wasser, kraftvoll und doch leicht. Er kam an das Ufer und zog sich

mit seinen schwarzen Beinen auf ein Stückchen Moos. Einen Moment saß er dort ohne Bewegung. Doch dann begannen seine Flügel zu vibrieren, er schillerte stärker als zuvor. Ein schöner Summton ging von ihm aus. Dann verstummte das Summen wieder. Der Käfer lag wie ein leuchtender Edelstein. Doch nun öffnete er seine Flügel und schwirrte in Richtung der untergehenden Sonne. Er wurde kleiner und kleiner, wurde zu einem Punkt, und dann schien die Glut der Sonne ihn zu verschlingen.

Angelika Tränkler, O 3 bl

Leichtathletik-Schulmeisterschaften

Bei schon recht kühler Witterung versammelten sich am Donnerstag, dem 25. September 1969 über dreißig Jungen nachmittags auf dem Burgfeld-Sportplatz, um an den Leichtathletik-Schulmeisterschaften teilzunehmen. Leider konnten die Wettbewerbe für die Mädchen wegen zu geringer Beteiligung nicht durchgeführt werden. Unterteilt in zwei Altersgruppen konnte jeder in drei der sieben Wettbewerbe starten. Unter der Aufsicht der aufmerksamen Kampfrichter (den Lehrern, die sich dafür zur Verfügung stellten, sei an dieser Stelle herzlich gedankt!) wurden folgende Sieger ermittelt:



Durchzeichnung nach einem griech. Diskus aus dem 5. Jh. v. Chr. Gefunden in Olympia W. Schmidt

Jg. 1951 und älter

100 m

1. E. Westreicher 11,8 sec.
2. A. Speer 12,5 sec.
3. J. Schäfer 12,6 sec.

Weit

1. H. Hähle 5,66 m
2. E. Westreicher 5,52 m
3. A. Speer 5,19 m

Hoch

1. H. Hähle 1,59 m
2. M. Gadow 1,49 m
3. J. Rust 1,49 m

Kugel (6,25 kg)

1. H. Hampel 11,87 m
2. J. Schäfer 8,71 m
3. M. Gadow 8,65 m

Schleuderball (1,5 kg)

1. H. Hampel 37,50 m
2. M. Gadow 35,60 m
3. U. Hellmann 35,50 m

Speer

1. H. Hampel 43,06 m
2. H. Hähle 41,94 m
3. U. Hellmann 36,04 m

Jg. 1952 und jünger

100 m

1. R. Hampel 12,0 sec.
2. U. Müller 12,3 sec.
3. T. Ellebrecht 12,6 sec.

Weit

1. K. Wenderholm 5,21 m
2. U. Müller 4,93 m
3. H. Vogler 4,79 m

Hoch

1. H. Vogler 1,49 m
2. S. Reinke 1,39 m
3. R. Sternfeld 1,39 m

Kugel (5 kg)

1. U. Müller 10,17 m
2. H. Vogler 9,80 m
3. M. Burmeister 8,75 m

Schleuderball (1,5 kg)

1. B. Friebe 32,20 m
2. M. Burmeister 30,50 m
3. D. Goronzy 30,00 m

1000 m

1. A. Loerbroks 2:59,4 min.
2. R. Hampel 3:05 min
3. M. Galley 3:05,5 min.

H. Hampel

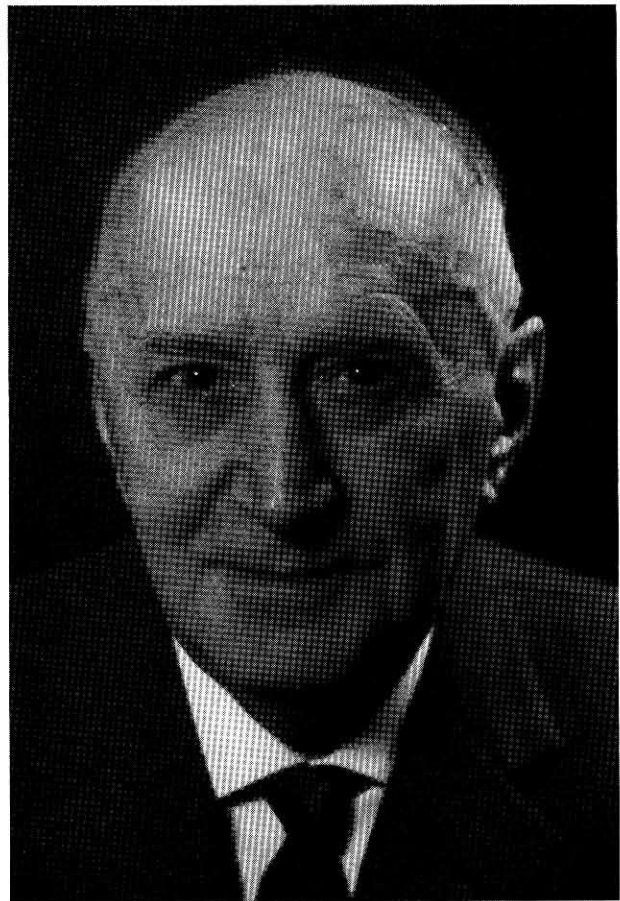
DR. FRITZ MAGNUS †

25. 10. 1887 — 17. 12. 1969

Es war ein feuchtkalter Vorweihnachtstag, als sich auch eine große Zahl seiner ehemaligen Schüler und Kollegen auf dem schneebedeckten Burgtorfriedhof versammelt hatte, um Abschied von Dr. Magnus zu nehmen.

In St. Gallen geboren, kam er in frühen Jahren schon nach Berlin. 1907 legte er das Abitur am Humboldt-Gymnasium ab, studierte anschließend Klassische Philologie und Geschichte, ohne die Hauptstadt zu verlassen: Er blieb an der damals berühmten Universität als Schüler bedeutendster Lehrer (Norden, Wilamowitz-Moellendorff). Im Februar 1914 bestand er das Examen „pro facultate docendi“. Nach Tätigkeit an verschiedenen Ausbildungsschulen in der Umgebung (Fürstenwalde, Züllichau) gehörte er zuletzt dem Prinz-Heinrich-Gymnasium in Schönberg an, bevor er 1919 dem Rufe nach Lübeck folgte.

Von den über vier Jahrzehnten im hiesigen Schuldienst gehörten 38 Jahre dem Katharineum, mit dessen kommissarischer Leitung der Verstorbene nach 1945 vorübergehend betraut war. Generationen von Schülern hat er die Welt der Antike erschlossen, ihnen geholfen, durch die Sprache in Geist und Kultur einzudringen. Es war ihm gegeben, durch die „toten Sprachen“ eine Welt lebendigen Seins begeistert zu entfachen. Sein Unterrichtsstil mußte nach dem heutigen Sprachgebrauch wohl „autoritär“ heißen, aber hätte es ihn berührt? In Haltung und Forderung bewußt konservativ, kannte er kein Schwanken, in der Unbedingtheit des Wollens blieb er von der um sich greifenden Unsicherheit unberührt. Den Klassen machte er es nicht leicht: Verlangt wurde viel, man lernte — arbeiten. Es war ein Unterricht von formender Kraft. Dabei ganz ohne sturen Ernst: Vor rigorer Starrheit und dumpfem Paukbetrieb wurde er durch das noch bis ins Alter jugendfrische Temperament bewahrt. „Fritze“ war voller Verständnis und scherzte gern. So hatten die Schüler bald den gütigen Kern durchschaut und spürten das verzehrende Feuer, das in diesem Herzen glühte. Die Strenge war Ethos, galt auch der eigenen Person. In Pflicht- und Dienstauffassung war Dr. Magnus preußisch im besten Sinne.



Als er, schon bald 70jährig, das Katharineum verließ, zog er sich nicht ins Otium zurück, sondern lehrte weitere fünf Jahre an der OzD, im Wesen noch immer jung und zur Ruhe nicht bereit. Dem einst passionierten Tennisspieler war eine erstaunliche Elastizität und Frische beschieden, bis ihn, nun endlich im Ruhestand, das Alter auf das Lager warf, von dem ihn jetzt der Tod erlöste.

Die Schule und viele alte Schüler gedenken dieses verdienten Lehrers in bleibender Dankbarkeit.

R. I. P.

Clasen

TOTENKLAGE

Welche scheu, welch ein maass kennte der sehnsucht gram

Um ein so teures haupt? Singe zur klage mir,
Melpomene, das lied. Gab doch der Vater dir
Reine stimme zum saitenpiel.

So umfängt unsern freund nunmehr der ewige
Schlummer ... Zucht und zumal schwester der Recht-
lichkeit,

Unverbrochene Treu, lauterer Wahrheitssinn:
Finden einen sie je Ihm gleich?

Keiner bitte geneigt, tor des geschicks zu drehn,
Seiner nächtlichen schar Hermes hinzugesellt?
Hart zwar! Leichter indess wird im erdulden auch,
Was zu wenden der fug verwehrt.

Vielen redlichen starb dieser beweinenwert,
Weinenswerter jedoch keinem als dir, Vergil!
Deine liebe umsonst — so ach nicht anvertraut! —
Heischt Quintilius aus götterhand.

Wenn du schmeichelnder als Orpheus aus Thrakerland,
Der selbst bäume verzückt lauschten, die leier
schlägst —
Kehrte wieder das blut wesenlosem gebild,
Das einmal mit dem stab des grauns,

Langjähriger, gemeinsamer Schulbesuch verbindet!



Primaner, die 1930 ihr Abitur bestanden, treffen sich regelmäßig in Abständen von fünf Jahren. So auch am 21. und 22. März 1970.

Von den Mitgliedern des damaligen Kollegiums waren Herr O.St.R. Möhler und Herr Prof. Peters Gäste ihrer ehemaligen Schüler bis in den späten Abend und in erfreulicher Frische.

Zur Führung durch die vertrauten Räume, wenn sie auch in vier Jahrzehnten erheblich ansehnlicher geworden sind, hatten sich die Herren O.St.R. Schmidt und Zeidler zur Verfügung gestellt. Das „sit-in“ im Musikraum verlief wahrscheinlich freundlicher als manche Unterrichtsstunde: Das Foto beweist es!

Noch einmal: Abiturientenentlassung

Das Abitur berechtigt zum Studium. Konsequenter gedacht bedeutet jedes Studium heute wie früher als Berufsziel die Arbeit am Menschen und mit dem Menschen. Unmittelbar läßt sich die Aufgabe bei den klassischen Fakultäten erkennen, bei den Juristen, den Theologen, Philologen, Medizinern, mittelbar aber auch bei den Naturwissenschaftlern und Technikern. Unsere Abiturienten werden also größtenteils später in Berufen stehen, die nicht nur wissenschaftlich-abstrakt auszufüllen sind, sondern auch lebendig bleiben müssen und viele emotionelle Anforderungen stellen, wie Einfühlungsvermögen, Einsatzbereitschaft, Hilfeleistung, Verantwortungsfreude, Anteilnahme am Leben anderer Menschen. Aus unseren Abiturienten wachsen die späteren Gestalter unserer Gesellschaft, die sich für unsere Kultur und unser Land einsetzen. Wohl kaum einer, der durch unsere Schule gegangen ist, hat als Berufs- und Lebensziel vor Augen, sich nur einen „Job“ zu suchen, mit dem er möglichst bequem auf Kosten der Mitmenschen sein Dasein führen kann.

Natürlich sucht jeder die Sicherung seiner materiellen Existenz, aber das ist kein Lebensziel, und gerade die Jugend protestiert gegen eine solche Einstellung. Jedenfalls leuchtet durch die vielen Demonstrationen ein solcher Grund hindurch. Die Schüler beanspruchen heute lautstark das Recht, mitreden, mitentscheiden und mitgestalten zu können. Das ist erfreulich, weil daraus der Wille zu erkennen ist, auch Verantwortung zu übernehmen, nicht nur für das eigene Ergehen, sondern auch für alle anderen.

Nun haben sich unsere Primaner in diesem Jahr dazu entschieden, die Feier der Abiturientenentlassung ausfallen zu lassen. Sie wollen formlos die Bescheinigung ihres Schulabschlusses entgegennehmen und ihrer Wege gehen. Damit ist die letzte Veranstaltung, die einmal im Jahr die gesamte Schule zusammenfaßt und außerdem eine Ausstrahlung auf die Öffentlichkeit besitzt, zerstört. Gewiß sind die Gründe, die gegen eine solche Feier sprechen, vorhanden. Aber man kann es auch der Unterstufe, den kleinen Schülern, zumuten, eine Zeitlang stillzuhalten, wenn es sich um die Großen dreht. Allmählich bekommen auch sie Verständnis für die anderen und noch später, wenn sie selbst Primaner sind, werden sie das Verhalten der Kleinen würdigen. Daß für die Abiturienten ihre eigene Entlassungsfeier nicht der Ort sein kann, an dem sie das Schulsystem oder speziell das Katharineum kritisieren, dürfte selbstverständlich sein. Dazu gibt es andere und bessere Möglichkeiten. Sie haben eine langjährige Ausbildung abgeschlossen,

in der sie nur an sich selbst arbeiten durften, in der sie mit viel Mühe an die Schönheiten der Geisteswelt und unserer Kultur geführt wurden. Von welcher großen Auswirkung die menschliche Bindung an den Lehrer, an die Freunde unter den Mitschülern sein wird, können sie noch nicht ermessen. Man kann seiner eigenen Jugend nicht sang- und klanglos den Rücken kehren, und Sang und Klang zum Abschluß einer Lebensperiode gab unsere Entlassungsfeier immer.

Daß die Eltern und Angehörigen ebenfalls Anteil nehmen, kann der Primaner vielleicht nicht würdigen, aber man sollte ein Verständnis erwarten dürfen. Mit der Feier selbst haben sich alle beteiligten Kräfte der Schule immer die größte Mühe gegeben. Auch die Gestaltung einer Feier gehört zur Schulbildung, nur noch einmal im Jahr gab es bisher eine Möglichkeit. Der Rahmen gehört ebenso dazu wie der Inhalt, und beides gestaltete die Schule mit sehr hohem Niveau und großem Einsatz ihres Könnens. So fand die Feier immer viel Anklang in der beteiligten Öffentlichkeit. Sehr schmerzlich empfinden besonders die ehemaligen Schüler den Verlust dieser einzigen Schulfeier, die sie besuchen konnten, in der sie den Kontakt zur Schule erhalten und wieder einmal den Geist ihrer eigenen Jugendzeit erleben durften.

Das Ziel der Schule darf sich nicht auf das Abschlußzeugnis beschränken, sondern muß sich erweitern auf das Studium und das Leben in unserem Lande, das unsere Abiturienten später gestalten werden. Für die Abiturientenentlassung sollten nicht nur die augenblicklichen Belange des einzelnen Primaners maßgebend sein, sondern auch mit großem Gewicht die Gesichtspunkte, die darüber hinausreichen.

Dr. C. Groth

Der „Bund der Freunde des Katharineums“ bittet um Einzahlung des Jahresbeitrages (mindestens 5,— DM) sowie etwaiger Rückstände auf sein Konto bei der Sparkasse zu Lübeck, Hauptstelle. Bei Spenden sind die Quittungen des Bundes, dessen Gemeinnützigkeit anerkannt ist, abzugsfähig bei der Einkommensteuer.

Als Mitglieder sind ehemalige Schüler, Eltern, Lehrer und alle Freunde unserer Schule willkommen.

Beitrittserklärung bitte an Herrn O.St.R. Dr. Saltzwedel, Katharineum, oder an den Vorsitzenden **Dr. C. Groth, Mühlenstraße 21.**